Die Fingerspur

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574745

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Fingerspur.

Erzählung von Rudolf Trabold.

Das Emporrücken von der vierten in die fünfte Klasse war für Edi Gattiger ein so großes Ereignis, daß er am Vorabend der Versetzung lange nicht einschlafen konnte; so sehr beschäftigten ihn die Gedanken über das, was er wohl in der neuen Klasse werde erleben mögen. Mehr Angst und Unbehagen als Neugier oder gar Freude plagten ihn. Am Morgen wurde ihm das Aufstehen wie gewöhnlich sehr schwer; aber die plötzliche Erinnerung: heute geht's zum neuen Lehrer, trieb ihn aus dem Nest, ehe die Mutter ein Donnerwetter loslassen mußte über den Langschläfer.

Auf dem Schulwege, vom Stalden über die Schütte nach der „alten Kaserne", wie man die Schule hieß, da vordem die Soldaten darin gehaust hatten, wußten die Klassenkameraden viel gruslige Geschichten vom neuen Lehrer zu berichten. Edi seufzte manchmal gar schwer auf. Warum diese Plage mit der Schule? dachte er sich. Da hatten es doch die Gaisbuben, die keinen Schulzwang kannten, hundertmal besser in den Bergen. Die vier Jahre, in denen er über die Schulbänke der alten Kaserne gerutscht, kamen ihm nicht viel anders wie eine Zuchthausstrafe vor. Das Schönste daran war doch nur der Schulweg gewesen. Man konnte ihn durch die Gassen der Stadt, die Langmauer oder über die Schütte nehmen, je nach den Umständen, der Laune, der Jahreszeit. Am Morgen suchte Edi meist den kürzesten Weg, da er ein unverbesserlicher Langschläfer war; da gab's nie langes Bedenken.

Nun saßen die Buben im neuen Schulzimmer der „Fünften". Der Lehrer kam. Es war ein Großer; darum nannten ihn die Buben „der Lange". Er trug eine silberne Brille auf der Krummnase, hatte einen grauschwarz melierten Bart, war nie anders als schwarz gekleidet, Sommer wie Winter. Er rauchte viel, manchmal sogar während des Unterrichts.

Der Schulmann hielt eine feierliche Ansprache an seine neuen Schüler, die Edi nicht übel vorkam. Gleich am ersten Tage gab es eine Gesangsstunde. Das imponierte Edi mächtig; denn von allen Fächern liebte er den Gesang und das Zeichnen am meisten. In den andern Klassen hatte man ihm aber den Gesang mit dem ewigen Notenlesen arg vergällt. Der neue Lehrer schien kein Uebertriebener zu sein; um so genauer prüfte er die Stimmen seiner neuen Schüler. Jeder durfte zu diesem Zwecke, ganz nach Belieben, ein Lied singen. Als Edi an die Reihe kam, da klopfte ihm das Herz mächtig. Er bebte am ganzen Leibe, aber nicht aus Angst; denn das Vorsingen, das gehörte zu seiner starken Seite, wohl aber aus freudiger Erregung. Nun hoffte er einmal etwas Außergewöhnliches leisten zu können in der Schule, und das gleich zum Beginn. Als der Lehrer seinen Namen rief, trat er keck vor, sah zu dem Brillenmann auf, der hinter seinen Augengläsern prüfend hervorguckte, den Kleinen abschätzte und dann frug: „Was willst singen?"

„Luegit vo Bärg u Tal," lautete des Knaben rasche Antwort.

„Welche Stimme singst du?"

„He, die erste."

„Hm", machte der Gestrenge, strich über die Geige, gab den Ton an und rief: „Also, laß sehen, zeig, was du kannst."

Das Büblein holte schnell Atem und begann kräftig:

Luegit vo Bärg u Tal
Flieht scho de Sunnestrahl,
Luegit uf Fälder und Matte
Wachse die dunkle Schatte,
D'Sunn uf de Berge erstoht!
Oh, wie si d'Gletscher so rot,
Oh, wie si d'Gletscher so rot. —

Der Lange schob seine Schultern hoch, wie er es stets tat, wenn ihn etwas stark erregte. Er reckte den Hals aus dem Kragen, als würde es ihm dort zu eng, blitzte mit den Augen über den Brillenrand, setzte die Geige an und begann eine Begleitung zu spielen. Als der Vorsänger hörte, wie seine Stimme mit den Geigentönen verschmolz, da sang er noch heller, schmetterte noch jubelnder, jauchzender, inniger, was in seiner Kinderseele harmonierte. Der Lehrer gab sich bald ganz

dem Spiele hin; sein Haupt senkte sich auf die Fiedel, die Finger hüpften bald bebend, bald schwebend über die Saiten dahin, der Bogen strich, vom Rhythmus getragen, die Weise, flocht Ranke und Zierwerk dazu. Manchmal hob er den Kopf, bestaunte, über den Brillenrand schielend, den kleinen Sänger, senkte alsdann wieder Haupt und Lider wie verträumt. Es wurde ein prächtiges Harmonieren, so selbander; bei jeder Strophe erfand der Geiger neue Variationen, so daß es dem Buben vorkam, er singe eigentlich etwas ganz Neues, engelhaft Schönes, was ihn über Zeit und Ort hinweg täuschte. Er saß hoch oben auf einem Berge, sah hinab auf Gletscher, Täler, Seen, Wälder. Ueber dem allem versank die Sonne, die Sterne zogen auf, alles löste sich in ein wonnesames Glockenläuten...

Das Lied war zu Ende, eine vollkommene Stille herrschte in der Klasse. Der Lehrer und die Schüler schauten sich eine gute Weile schweigend an. Edi frug sich, ob er eigentlich so schön gesungen oder ob der Lange so herrlich gespielt habe...?

„Wohl, du kannst singen," sagte der Geiger mit einem Lächeln, strich über das glatte Haar des Vorsängers, und der fühlte, daß ihm der Lange gut war.

Leider gab es nicht nur Gesangsunterricht in der Fünften. Das vertrakte Rechnen mit gemeinen Brüchen, das in dieser Klasse seinen Anfang nahm, es wurde Edi zu einem neuen Kreuze. Aber er hatte einen Stein im Brett beim Langen, und nach jeder Gesangstunde stieg er im Ansehen bei ihm. Er nützte seine Ausnahmestellung natürlich auch gehörig aus, tat aber nichts, um sie zu behaupten, schmeichelte und zeichnete sich weder beim Unterricht noch bei den Hausaufgaben durch besondere Leistungen aus. Warum auch? Er war ja der Nachsicht des Lehrers sicher. Er lebte sozusagen nur noch dem Gesange, der Musik. Auf dem Schulwege, in den Unterrichtspausen, daheim, immer sang oder pfiff er seine Weisen, daß es eine Lust war.

Nahrung zu seiner kindlichen Begeisterung für das Reich der Töne sog er aus dem Geigenspiel seines Lehrers. Poztausend, was der seinem Instrumente zu entlocken wußte. Das grenzte für Edi schon ans Wunderbare. In der Pause vor der Gesangstunde verließ der Knabe das Schulzimmer nie mehr, da der Lange in dieser Zeit seine Violine hervornahm, sie erst liebevoll rieb und polierte, dann stimmte und zuletzt herrlich darauf phantasierte. O, was Edi in diesen kurzen Minuten für Wonnen erlebte! Kaum zu atmen wagte er dabei Die süßen Töne trugen ihn in jenes Reich, das ihm alles Herrliche verhieß, wovon sein Kindersinn je träumte. Er saß ganz vorne, konnte darum auch bequem das Saitenspiel betrachten, dem der Fiedelbogen solch wonnesame Weisen entlockte. Für sein Leben gern hätte er selber auch einmal versuchen mögen, ob es ihm ebenfalls gelingen könnte, die Geige zum Singen zu bringen. Aber das war nur ein himmelhoher Wunsch, seine Ehrfurcht vor dem Instrumente, das der Lehrer stets so liebevoll behandelte und nach jeder Gesangstunde sorgfältig in den rotgepolsterten Kasten verschloß, diese Ehrfurcht drängte sein Verlangen immer weiter zurück. Doch betrachten durfte er nach Herzenslust die Geige. Und er tat es jedesmal mit neuem Interesse.

Eines blieb ihm geheimnisvoll daran: die feine Staubschicht unter dem Saitenstege. Der Geiger, der nicht genug tun konnte mit sorgfältigem Glänzendmachen, Putzen und Reiben des braunroten Geigenleibes, warum wischte er diese Staubschicht nicht weg? Die Frage beschäftigte ihn eigentümlicherweise immer mehr, sobald er nur die Geige sah. Daß der Staubbelag vom Geigenharz des Bogens herrührte, das wußte er wohl; aber warum mußte er dort bleiben? Edi hätte gerne den Lehrer darüber befragt, aber etwas Unerklärliches hielt ihn davon zurück, da es ihm schien, es sei ein Geheimnis und hange mit dem bebenden Klange der Saiten zusammen, was dessen Schönheit, dessen wunderbaren Schmelz ausmachte. Von dem Augenblicke an, da der Geiger sein Instrument aus dem Kasten nahm, stieg jener für den Knaben in ein überirdisches Reich empor, in dem er ihn stumm bewunderte.

Eines Nachmittags fiel die Deutschstunde aus. Gesangsunterricht trat an seine Stelle. Niemand war glücklicher als

Edi. In der Pause blieb er wie gewöhnlich an seinem Platze, sah zu, wie der Schulmeister seine Geige hervorholte, sie sorgfältig rieb, bis sie glänzte, und dann zu stimmen begann. Heute präludierte er nicht, sondern legte sein Instrument auf den Katheder und verließ dann die Schulstube. Eine solche Gelegenheit hatte sich Edi noch nie geboten, die Wunderfiedel mit Muße zu betrachten. Schnell huschte er zum Pulte, stieg auf den Stuhl und weidete seine Blicke an der glänzenden Geige. Gewiß war es eine von den kostbaren Violinen, von denen man sagte, daß sie mehr als ein Klavier kosten täten. Er brannte darnach, sie unter das Kinn zu nehmen wie der Lehrer und die Saiten mit dem Bogen zu streichen. Aber so mächtig der Drang auch war, er widerstand ihm doch...

Schau, da lag auch die feine Staubschicht. Er beschaute sie sich ganz genau, blies leise hin, sie ging nicht weg, er pustete stärker, aber sie blieb. Ei, dann war es etwa gar etwas anderes wie nur simpler Staub? Er tupfte hin und an seiner Fingerspitze blieb eine duftige Pulverschicht haften. Schnell rieb er sie auf der Handfläche, roch und war überzeugt, daß er sich doch nicht getäuscht hatte, denn seine Hand duftete nach Geigenharz. Er schaute nochmals auf die Geige, sah seine Fingerspur und es wollte ihn dünken, das Geheimnisvolle sei von der Fiedel gewichen... Zufrieden und um eine Erfahrung reicher verließ er nun auch das Schulzimmer und eilte hinunter in den Hof, wo die Kameraden herumtollten, bis die Glocke das Ende der Pause kündete.

Als die Schüler der Fünften wieder in ihr Klassenzimmer traten, stand der Lange rauchend an der Wandtafel, die er mit Noten vollschrieb. Als dies beendet, ließ er einige Zeit lang die Noten ablesen, die er mit dem Meerrohr bezeichnete. Alsdann ging es an das Einüben eines neuen Liedes.

Ein eifriges Blättern in den Gesangbüchern hob an, ein Hinundherfragen nach der Seitenzahl, während ein Schüler die Wandtafel abwischen mußte. Der Lange stand am Katheder und stimmte die Geige. Plötzlich unterbrach er dieses Geschäft, schob die Brille auf die Stirne und untersuchte, die Nase über dem Saitenstege, mit kurzsichtigen Augen das Instrument. Nun blickte er auf, musterte mit zusammengekniffenen Augen die Klasse; aber niemand achtete seiner. Wieder schob er die Violine an die Nase, drehte und wendete sie, schob endlich wieder die Brille vor die Augen und rief: „Wer hat seine Pfoten an meiner Geige gehabt!"

Die Buben horchten bei diesem ersten Anrufe kaum auf; der Schulgewaltige trat nun mit seiner Geige zwischen die Schulbänke und donnerte zorniger: „Ich will wissen, wer die Violine berührt hat!"

Nun schaute auch Edi auf, sah die erhobene Geige und deutlich die Fingerspur am Saitenstege. Der Knabe errötete leicht. Sein Nebenschüler bemerkte es, stieß ihn mit dem Ellbogen an und murmelte: „Ai, Edi," bald wiederholte er den Namen lauter, so daß der Lange ihn hören konnte. Dieser trat nun vor Edi hin und herrschte den verdatterten Buben an: „Aha, du hast deine Pfoten an meinem Instrumente gehabt, als ich das Zimmer verließ, richtig, du allein bliebst zurück."

Der Knabe gab es gleich mit einem bebenden „Ja" zu. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, jeder ahnte ein schweres Verbrechen, obschon keiner wußte, um was es sich eigentlich handelte, selbst Edi nicht recht, da er ja die Geige nur mit der Fingerspitze betupft hatte, was die Spur auf der Staubschicht deutlich bewies. Einzig „der große Wenger", der schon oft sitzengebliebene Aelteste der Klasse, der wußte, was geschehen, da er im vorigen Jahre etwas Aehnliches verbrochen. Zum Ueberlegen hatte Edi keine Zeit. Aengstlich verfolgte er das aufgeregte Gebaren des wütenden Lehrers mit weit geöffneten Augen. Er sah, wie der Lange die Violine auf das Pult legte, das Meerrohr nahm und auf ihn zutrat. Er hörte eine Stimme, aber nicht die eines Engels; denn der zornige Geiger, dessen Instrument eine profane Hand berührt hatte, er zischte zwischen den Zähnen hervor: „Hand her!"

Der erst noch so vielbeneidete Liebling des Schulgewaltigen reckte seine

schmale braune Hand mechanisch aus. Das Rohr sauste darauf nieder, und von Schmerz durchzuckt, fuhr der bleiche Edi zusammen. Die Züchtigung war aber noch nicht zu Ende. „Die andere Hand her!“ befahl der Lange und schrieb nun mit sausenden Stockhieben die sieben Worte des Volksspruches: „Was dich nicht brennt, das blase nicht“, unbarmherzig auf die von Schmerz zitternden Finger, welche das Ungeheuerliche begangen: aus Wißbegierde die Staubschicht am Saitenstege einer Geige zu betupfen...

Dem kleinen Gattiger brannte ein wütender Schmerz in den Händen. Er wußte sich nicht zu helfen, drückte die Augen zu, krümmte die Arme zusammen, ließ den Kopf darauf sinken und heulte in seiner Qual herzzerbrechend, während einige Schadenfrohe kicherten.

Der schulmeisterliche Folterknecht putzte seine Brille, und ein nervöses Zucken überkam seine Schultern. Darauf machte er sich an die Fiedel, die er von der verhaßten Fingerspur befreite. Nachdem er noch geraume Zeit an dem glänzenden Holze herum gerieben hatte, begann er mit dem Einüben des neuen Liedes. Der Bestrafte sang natürlich nicht mit. Der Lange ließ ihn eine Weile ruhig; dann aber trat er auf ihn zu und zischte: „Willst du eigentlich mitsingen, oder soll ich dich mit dem Meerrohr dazu ermuntern, he?“

Der Knabe gab keine Antwort, er hörte kaum die ungeheuerliche Zumutung. Von der hintersten Bankreihe her ertönte ein leiser Pfiff. Der Lange wußte wohl, von wem das Pfeifen herrührte, tat aber, als vernehme er ihn nicht. Edi hielt den Kopf über seine brennenden Finger gebeugt und schluchzte in die Arme.

„Kopf auf!“ befahl der Lehrer; aber der Gezüchtigte folgte nicht. Roh faßte ihn der Lange am Haarschopf und riß den Kopf heftig zurück; aber sobald er losließ, verbarg ihn der arme Wicht wieder in den Armen. Nun holte der Schulmeister sein Rohr, ließ es auf den Rücken Edis sausen. Der Bub trug nur ein dünnes Ueberhemdchen, die Streiche verfehlten darum ihre Wirkung nicht, und vor Schmerz schnellte der Gepeinigte auf und schrie laut, sah mit roten weitgeöffneten Augen auf den, den er noch vor so kurzer Weile als einen Halbgott verehrt hatte. Nun aber zeigte der Knabe mit diesem Blicke, welchen Haß er im Herzen für den Rohen spürte. In der Wut ließ der Jugenderzieher noch einige Streiche auf Kopf und Schultern Edis fallen — aber jetzt geschah etwas Unerwartetes.

Christian Wenger, den die Kameraden mit Recht den Großen nannten, sprang von der hintersten Bankreihe über die Köpfe der Buben hinweg bis zum Lehrer, riß ihm das Meerrohr aus der Hand und warf es in weitem Bogen aus dem Fenster. Die ganze Klasse geriet in Aufruhr. Ein Murmeln, Lachen, Zischen, Grölen hob an. Der Lehrer faßte Christian am Kragen; aber schon nahte Hilfe in Gestalt eines andern „Großen“, der auch schon zweimal nicht versetzt worden und als der Schlimmste der Schlimmen galt. Ein regelrechter Kampf begann, dem aber das Erscheinen des Oberlehrers ein rasches Ende bereitete.

Am nächsten Tage mußten die beiden Aufständischen vor dem Oberlehrer erscheinen. Edi glaubte nichts anderes, als auch er werde sich bei dem allerhöchsten Schulgewaltigen zu verantworten haben; war er doch Urheber des Aufstandes. Die Brandmale der Rutenstreiche schmerzten zwar noch höllisch auf dem Rücken; aber die Angst vor dem kommenden Gerichte war noch viel quälender. Tag um Tag verging, doch die Vorladung zum Oberlehrer blieb aus. Christian, in seiner sichern Art tröstete Edi: „Hab nur keine Angst, der Oberlehrer ist ein feiner Hirsch, der ist gerecht. Ich hab ihm alles erzählen müssen. Ich hab ihm gesagt, wie ungerecht der Lange ist und wie jähzornig.“

Die Angst nahm wirklich ab nach dieser Erklärung, die Schmerzen auf dem Rücken aber nicht. Der Mutter sagte er daheim nichts von dem Vorfalle, obschon Wenger ihm dazu riet, als er den Buckel mit den roten, geschwollenen Striemen des kleinen Gattigers untersucht hatte. Das Unrecht, das Edi von seinem einstigen Abgotte widerfahren, es plagte ihn bald mehr als alles andere. Den Langen haßte er nun aus ganzer Seele, so wie er ihn früher geliebt hatte, und das nicht nur seinetwillen,

seit ihm Christian erzählt, was er schon Böses von dem Schulmeister habe erdulden müssen. Das war noch schlimmer als die Züchtigung, die Edi erlitten. Der entthronte Vorsänger sann auf Rache. Er wollte nichts Geringeres, als dem Langen die Geige zerschmettern. Davon riet ihm Christian aber entschieden ab. Er kannte andere Mittel, einem verhaßten Lehrer das Leben sauer zu machen.

Der in Ungnade gefallene Günstling wurde in die hinterste Reihe, zu den „Schlingeln" versetzt. Angenehmeres hätte Edi nicht widerfahren können; denn nun war er Christian ganz nah. Er liebte ihn wie noch keinen Schulkameraden zuvor. Zu seinem Staunen war der vom Langen und andern Lehrern so oft Gemaßregelte nicht der Ausbund von Taugenichts, als der er immer gelten mußte, im Gegenteil. Der große Bube wollte sich nur nichts gefallen lassen, da er überall Unrecht witterte. In seinem jungen Leben hatte er schon so viel Schlimmes, so viel rohe Gewalt erleiden müssen, daß er begann, sich dagegen zu wehren. Christian war auch kein Dummer oder Fauler, wohl aber ein vom Schicksal Verfolgter. Er stammte aus noch viel ärmern Verhältnissen als Edi. Seine Eltern verdienten zwar als Holzspalter und -träger ein ganz schönes Stück Geld in der Woche; aber der Vater war leider ein Trinker. Die Mutter, eine rauhe, eine von schwerster Arbeit hart gewordene, unglückliche Frau, hatte als einzige Aussteuer ihrem Manne den unehelichen Christian in die Ehe gebracht. Andere Kinder hatte sie dem Gatten keine geschenkt, und das schien der Grund des ewigen ehelichen Zwistes zu sein. Der Stiefvater verfolgte den Buben, wie er nur konnte, der Mutter war er auch keine Freude; sie hatte keine Liebe für ihr. Der Bub war da, um Holz zu tragen, seit er stark genug dazu, sonst gönnte ihm niemand den kleinsten Platz im Hause. Was Härte ist, das wußte der Knabe, nicht aber was Zärtlichkeit. Es wäre darum kein Wunder gewesen, wenn sich aus dem Buben ein Taugenichts, ein Rohling entwickelt hätte. Doch davon war keine Rede. Christian trug fleißig Holz, drückte sich natürlich gerne, wenn er keine Lust verspürte, die schwere Hotte die langen Stiegen hinaufzutragen, während seine Kameraden nach der Schule spielen konnten. Er zeigte sich verschlossen und wenig zugänglich gegen Fremde; für seine näheren Kameraden aber hegte er eine geradezu opferwillige Liebe. Was ihm zu Hause abging, suchte er auf der Gasse. Dort fand er nicht immer die bravsten Kumpane; aber er hatte keine andere Wahl und gab sich mit denen zufrieden, die sich ihm anschlossen. Ein Heim besaß er nicht, um ungestört die Schulaufgaben zu machen, in der Schule zeigten sich ihm die Lehrer wenig gewogen, drum blieb er beim Unterricht zurück. So wurde aus dem armen Burschen der gefürchtete Klassenschlingel, an dem besonders der Lange schwer gesündigt hatte. Hübsch und von einnehmendem Wesen war Christian nicht, aber dafür stark und groß. Seiner ungewöhnlichen Körperkraft vertraute er, war unerschrocken und ließ sich kein Unrecht widerfahren, wenn es in seiner Macht stand, es abzuwenden. Doch nicht nur sein Recht hütete er eifersüchtig, sondern auch das der Kameraden; drum setzte er sich damals für Edi so feurig ein.

In der Fünften warteten alle auf ein furchtbares Gericht nach dem Verhör der Aufständischen. Christian aber hatte keine Angst, er sah dem ebenso gleichmütig entgegen wie einem schlechten Zeugnisse. Nicht so der kleine Gattiger. Je länger es dauerte, desto unheimlicher wurde ihm. Er vertraute seine Angst dem großen Christian, an den er nun all die Liebe und Bewunderung hängte, die dem verhaßten Lehrer entrissen. Und er bereute es nicht. Tag um Tag sah er mehr ein, was Christian für ein prächtiger Kamerad war. Der Große tröstete ihn, nahm ihm die Angst, gab ihm durch die Zurede wieder Sicherheit, so daß zuletzt auch Edi die Sorgen vergaß und alles Vertrauen auf den starken Freund setzte. Die erwartete Strafe blieb aus, die Schadenfrohen hatten sich umsonst gefreut, die Aengstlichen umsonst gezittert.

Kräftig gedieh die Freundschaft zwischen dem kleinen Gattiger und dem großen Wenger. Sie waren in jeder freien Stunde zusammen. Christian hatte eine unbezwingliche Leidenschaft für das Lesen von Indianergeschichten. Sobald

er fünfundzwanzig Rappen zusammen hatte, dann kaufte er sich ein neues Bändchen. Edi bekam nun alle diese Büchlein zu lesen. Er begeisterte sich bald nicht weniger als sein Freund für die Welt der Rothäute. Eine köstliche Zeit hob an für Christian, da ihm Edis stürmische, zärtliche Freundschaft all das gab, was sein Herz ersehnt hatte. Die Freundschaft trug sie hoch empor in eine schönere Welt. Sie erzählten sich, was sie gelesen, mutmaßten die Schicksale der kühnen Bleichgesichter in den fernen Prärien der neuen Welt, schnitzten Tomahawke und rauchten Friedenspfeifen, darüber Edi mehrmals zum Bleichgesicht wurde. Natürlich kam er auch in einen näheren Verkehr mit nicht so ganz harmlosen Schlingeln, die verdorbenen Herzens waren. Er lernte Laster kennen, von denen er in seiner kindlichen Unschuld keine Ahnung gehabt. Der Spruch aber: „Dem Reinen ist alles rein" bewahrheitete sich auch an ihm und Christian. Die Zeugnisse, die Edi seiner Mutter heimbrachte, bereiteten der armen Witwe manchen Kummer, nicht aber dem Buben, der zuversichtlich des Tages wartete, an dem er alt genug sein werde, um mit dem Freunde als schweizerischer Robinson das gelobte Land seiner Träume aufzusuchen. Erst gegen Ende des Schuljahres machte er sich Gedanken, da der Lange ihn immer mehr plagte und ihm höhnisch prophezeite, er werde ihn nicht versetzen. Edi begann plötzlich gehörig zu schaffen; doch nun war es zu spät. Mit Bangen erwartete er Ostern, das Ende des Schuljahrs. Sie wurden aber alle versetzt, da man munkelte, die Schulkommission habe befunden, der Lange besitze nicht genug Autorität über diese Klasse.

Für die Osterferien hatten Christian und Edi einen feinen Plan vor: sie wollten selbander eine große Fußwanderung machen, die zu einem Onkel Edis führen sollte, der im Guggisbergerland ein hablicher Bauer war. Christian hatte manchen Zwanziger zusammengespart; denn es sollte ihnen an nichts mangeln auf dieser Reise. Da geschah das Unglück, daß er beim Holztragen eine steile Treppe hinunter fallen mußte. Die Eltern sagten zwar, es sei nichts; aber Christian wurde von ihrem Quacksalbern immer kränker. Der liebe Bub hielt sich tapfer, tröstete Edi, er werde sicher bald wieder gesund, da der Kleine seine Ferien am Krankenbette des Freundes verbrachte. Aber der Allbezwinger war doch stärker als Christian. Als er doch fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, übergab er Edi sein neues Portemonnaie mit dem Ersparten, die Friedenspfeife, die Indianerbüchlein und andere Herrlichkeiten. Er versicherte ihm, daß er keinen andern Menschen lieber gehabt habe als ihn, und bald darauf schloß er die Augen für immer. Edi heulte am Totenbette so herzzerbrechend, daß selbst die harten Eltern eine heimliche Träne weinten.

Der kleine Gattiger wurde größer, vergaß aber seinen Freund nicht. Mit dem Christian hatte er auch den Haß für den Langen begraben, da er einsehen lernte, jener bedeutungsvollen Fingerspur habe er es zu verdanken, die süßen Freuden der ersten Freundschaft genossen zu haben, die ihm die Erinnerung in ein immer rosigeres Licht hob, die ihm Ziel und Leitstern blieb bis eine tiefere Liebe in sein junges Leben trat.

Carl Spitteler.

Daß der diesjährige Nobelpreis Carl Spitteler zuerkannt worden, wird wohl jeder Kenner der Literatur als eine Ehrung des großen Dichters und Menschen auffassen, die ihm zwar etwas spät, aber sicher nicht zu spät erwiesen wurde. Nicht deshalb, weil er Schweizer ist, sondern weil er als Weltdichter der Weltliteratur als der bedeutendsten einer angehört, hat Carl Spitteler den Lorbeer noch in hohen Jahren empfangen, und wahrlich, einen Würdigern konnte die Jury kaum krönen. Wir aber verbinden mit dem warmen Glückwunsch den innigen Dank an den Gefeierten, daß er durch sein an Umfang zwar nicht großes, an menschheitlichem Gehalt aber um so reicheres Lebenswerk dem schweizerischen Schrifttum so hellen Glanz verlieh wie nur wenige vor ihm. Die allgemeine Verehrung für Spitteler kam, wie fast immer, wenn es sich um wirklich große Geister handelt, sehr langsam; heute aber erscheint der Preis, den er erhielt, allen, die sein Werk kennen, nur als die Bestätigung davon, was sie schon längst wußten: Daß Spitteler zu den ganz Großen zählt, zu denen, deren Werke jung bleiben und unvergänglich sind wie alles, was sub specie aeterni geschaffen wurde. H. M.-B.